TIMES MAGER

Ärgern

Von
Judith von Sternburg

Schön ist auch die Vorstellung, eine Bodenklappe würde sich unter den Handynutzern im Konzertsaal öffnen. Eine andere interessante Variante wäre eine sofortige Festnahme. Nein, das klingt bloß unverhältnsimäßig. Ja, es geht nicht nur um Ruhe und Ordnung, sondern auch um Rache.

In etlichen chinesischen Sälen, liest man jetzt, wird das Problem seit Jahren mit Laserstrahlen bekämpft. Angestellte im Saal sind mit einem Pointer ausgerüstet, sobald ein Handy aufleuchtet, wird der Strahl auf die betreffende Person gerichtet. Wenn sie das noch nicht kennt, muss sie das dumpfe Gefühl haben, eventuell gleich erschossen zu werden. Wenn sie es schon kennt, ist sie wenigstens klipp und klar ausgedeutet und blamiert. Der Strahl, schildert ein begeisterter Konzertveranstalter einer Reporterin der „New York Times“ die Lage, bleibe so lange auf den Täter gerichtet, bis er ein Einsehen habe. In China sei das Publikum ja deutlich jünger als in Europa oder Nordamerika und unerfahrener, was die Etikette im Konzert oder bei einem Opernabend betreffe. An dieser Stelle will man ihm allerdings zurufen, welche Gefahren in Europa gerade von älteren Konzertbesuchern ausgehen, welche im Ernstfall nicht mehr wissen, wie sie ihr Handy ausschalten sollen. Gerne wird stattdessen die Sprachsteuerung des Apparats aktiviert.

Die Missetäter ausdeuten

Dass Computerstimmen gleichmütig in die Vorstellung quasseln: fast schon Alltag. Und die Dunkelheit und Ruhe im Zuschauerraum, Frucht erbitterter Kulturkämpfe, ist auch in Europa nur der kürzeste Teil einer vorher und nun leider auch hinterher lebhaften Publikumsgeschichte. Und wenn kein Empfang ist, so lässt sich doch rasch das eine oder andere illegale Foto machen.

Seltsam in diesem Zusammenhang, dass es praktisch nie zu Lynchjustiz kommt. Noch seltsamer, wenn man bedenkt, wie riesig die Aufregung darüber ist, dass ein Auto für die beliebte britische Autosendung „Top Gear“ jaulend und mit qualmenden Reifen um das berühmteste Kriegsdenkmal Londons, The Cenotaph, raste. Der Moderator hat sich inzwischen entschuldigt, aber nicht für die weiträumigen Absperrungen und den irren Lärm, sondern für jene Bilder, die The Cenotaph zum Schauplatz von Kindereien machten. Es half ihm nichts, dass liberale Stimmen daran erinnerten, dass das Monument stets von Autos umbraust werde, so mitten in der Stadt. Ein Militär erklärte, die Männer, derer hier gedacht werde, hätten weit mehr fürs Land getan, als es von den „Top Gear“-Machern je zu erwarten sei. Das ist eine so überraschende Abwägung, dass sie hier ruhig einmal stehen bleiben soll.

Mord ist Mord, Tote bleiben tot

Der Kriegsroman „Der Überläufer“ des jungen Siegfried Lenz erinnert daran, dass 1951 noch alles auf der Hand lag

Von Judith von Sternburg

In den von Soldaten und Partisanen besetzten Gebieten hilft die Natur nicht.

Das Nachwort liest sich wie ein weiterer Roman, mit einem sehr höflichen Helden und einem sich kringelnden Jedermann. Der sich kringelnde Jedermann ist der Germanist Otto Görner, vom Verlag Hoffmann und Campe zum Betreuer eines Romans bestellt, der ihn erst beeindruckt und dann Angst macht. In einem Brief arbeitet er sich zum Kern vor. „(…) der Roman müsste tatsächlich den Titel ‚Der Überläufer‘ tragen – und das wäre unmöglich. Ein solcher Roman hätte 1946 erscheinen können. Heute will es bekanntlich keiner mehr gewesen sein.“ Heute ist: 1951. Das vertraute Intellektuellengemisch aus Übersicht (Ich weiß Bescheid) und Resignation (Aber der Mensch ist dumm, da ist nichts zu machen) flankiert Görner mit vorbeugenden Maßnahmen, falls es zum Konflikt kommen sollte: Der Autor habe sich nicht an Bitten um Umarbeitungen gehalten, Vorschläge gar ignoriert etc. Er wolle nicht schulmeisterlich sein, schreibt der Schulmeister.

Darauf zieht der Schriftsteller, Mitte zwanzig, das Buch in einem wohlgesetzten, weisen Brief zurück. Er lässt nicht unerwähnt, dass Görners Schreiben sich als „unwillentliche Kränkung“ des Autors verstehen lassen könne. Auf die „Unmöglichkeit“ geht er nicht ein. Den Verlag wechselt er ebenfalls nicht. Das Manuskript gerät in Vergessenheit, was die kommenden großen Erfolge umso leichter machen.

An sie kann der jetzt unter dem also genau richtigen Titel „Der Überläufer“ aus dem Nachlass erschienene zweite Roman des 2014 gestorbenen Schriftstellers Siegfried Lenz derart anknüpfen, dass in diesen Tagen noch einmal, ein letztes Mal ein neuer Lenz die Bestsellerlisten stürmt. Erschreckend die Kluft zwischen den zarten, manchmal ein wenig hilflosen Pflänzchen des Spätwerks und diesem entschlossenen und treffsicheren Wurf. Unverschämt, den Autor eines solchen Buches von der handwerklichen Seite aus verunsichern zu wollen.

„Der Überläufer“ ist ein disparates Buch, es muss so sein, aus einer disparaten Zeit. Erzählt wird aus Sicht eines Mannes namens Proska in einer großen Rückblende. Sie führt in die Spätphase des Zweiten Weltkriegs im Osten. Proska gerät in ein Zugattentat, das er als Einziger der deutschen Soldaten überlebt. Er stößt zu einer winzigen Einheit auf verlorenem Posten. Soeben wurde wieder einer von Partisanen erschossen, so dass ein Bett frei ist. Bald erfährt Proska, was der Unteroffizier noch nicht weiß: Die anderen deutschen Einheiten der Umgebung haben sich bereits nach Westen aufgemacht.

Überall lauern Partisanenkämpfer, man meidet oder beschießt sich halb entschlossen. Die Deutschen, ein bunter, nicht besonders militant wirkender Haufen, wundern sich letztlich selbst, dass sie noch leben. Als ein junger Soldat einen Menschen getötet hat, erschreckt er sich so, dass er sich von Proska gerne belügen lässt. Es sei gewiss ein Bär gewesen.

Der Einzelne ist ein Spielball der Umstände, ohne dadurch entschuldigt zu sein

Den einen fällt das Morden schwer, den anderen nicht. Der Unteroffizier ist ein Simpel, Lump und Sadist. Als Proska das zerrissene Gesicht eines Toten mit einem Taschentuch bedeckt, interessiert ihn bloß, ob es sich um Eigentum der Wehrmacht handelt (das wirkt auch furchtbar komisch, wie es bei Unangemessenheit häufig ist). Dass er einen Zivilisten erst schikaniert, dann laufen lässt, dann in den Rücken schießt, finden die Soldaten übel, aber überrascht sind sie nicht. Wehrmachtsverbrechen an der Ostfront gehören im Roman – anders als in der jungen Bundesrepublik – noch zu den Unleugbarkeiten. Die leise Panik des Lektors ist an dieser Stelle fast verständlicher (und kritikwürdiger) als mit Blick auf den zweiten Teil.

Denn Proska und seine teils schlichten, teils gebildeten Mitsoldaten – mit Geschick und Ökonomie individuell skizziert – hadern durchaus mit der Situation. Das „Pflichtserum“ des „Wir müssen aushalten“ sitzt tief und nervt, die Sinnfrage wird auf nächtlicher Wache direkt gestellt. „Was ist Deutschland? Wer ist das?“, fragt Proska. „Richtig“, sagt der andere, „wer ist Deutschland, von dem sie uns die Ohren vollblasen?“ Und: „Neben der Freiheit lobe ich mir die Skepsis.“ Dass es außer Gefangenschaft und Tod noch eine weitere Möglichkeit geben könnte, wird beredet, aber nicht konkretisiert. Tatsächlich ist es erst die Gefangennahme, die Proska dazu bringt, überzulaufen. „Sobald ihr besiegt seid, wollt ihr Brüder sein. Das kennen wir.“

Gut und böse sind hier einerseits klar unterscheidbare Positionen. „Über die Wahrheit kann man streiten, Wanda, auch über den Tod, (…) aber das Böse ist eben böse und kann nichts anderes sein“, erklärt Proska dem Mädchen, das er schon im Zug kennengelernt hat und bei den Partisanen wiedertrifft. Andererseits ist der Einzelne ein Spielball der Umstände, ohne dadurch entschuldigt zu sein. Böse ist „die Klicke“ (die Naziführung), böse ist der Unteroffizier. Aber ein Mord bleibt immer ein Mord, ein Toter bleibt immer tot.

Ein bisschen naiv, aber damit auch mitreißend unmittelbar erzählt Lenz von Anfang an auch auf Proskas persönliche Schuld hin. Tückisch hat der Autor das eine oder andere Mal zu Proskas Schwager rübergeschwenkt, der nicht fern auf einem Bauernhof sitzt. Ihn wird Proska erschießen, eine tragische Verkettung, nicht wiedergutzumachen. Der Eingangssatz „Niemand öffnete die Tür“ spricht davon, die Soldaten sprechen ständig davon. „Bleiben wir noch so lange hier?“ – „Wir werden immer hierbleiben, Baffi.“

Das Erbärmliche und das Große liegen dicht beieinander, auch sprachlich. Pathos wird durch Skepsis (auch Lenz lobt sie sich) mehr als wettgemacht, und durch einen nicht landserhaften, sondern lapidaren Ton. „Krieg is Iberraschung“, sagt der sympathische ostpreußische „Lange“. Auch ist ein Autor in Experimentstimmung, es gibt Überraschungen in der Erzählperspektive, die nicht nur für Momente wechselt, sondern auch unterschiedliche Entfernungen zum Geschehen einnimmt. Dazu reizvolle Versuche, den Gleichmut der Natur und des außenstehenden Betrachters mit der Verzweiflung der Leute kontrastreich zu verbinden. „Mit unschuldig-sinnlichem Gesicht sah die Wildnis den Männern zu, die man, wenn man sie aus guter Entfernung beobachtet hätte, nicht als schnaufende, stöhnende, halbverzweifelte Lebewesen bezeichnet haben würde; denn sie waren von weitem jenen Leuten ähnlich, die man zuweilen auf den städtischen Marktplätzen alter Stiche findet, wo sie sich heiter, zwecklos und ziellos und ohne jede Schwerkraft bewegen.“

In der Jetztzeit des Romans, begreift man, will Proska seiner Schwester, die noch immer ihren Mann sucht, endlich die Wahrheit schreiben. Schon die Schwierigkeiten, beim alten Nachbarn – tief beschädigt auch er, der einen Krieg vorher einem Mann in die Augen gesehen hat, bevor er ihn erschoss – eine gültige Briefmarke zu beschaffen, gleicht einem kafkaesken Hindernistraining. „Der Überläufer“ müsste eine berühmte, viel interpretierte Figur der neuen deutschen Literatur sein. Deren Wirkung darf man nicht überschätzen. Aber es ist unwiderstehlich, sich das Erscheinen des Buches mitten ins schon wieder recht zufriedene Jahr 1952 hinein vorzustellen.

Siegfried Lenz: Der Überläufer. Roman. Hoffmann und Campe, Hamburg 2016. 368 Seiten, 25 Euro.

Wir müssen es besser machen

Wie Peter Sloterdijk in der Flüchtlingsdebatte Schaden anrichtet

Von Thomas Grundmann

Der Blick auf uns Intellektuelle in der aktuellen Debatte über die Zuwanderung von Kriegsflüchtlingen nach Deutschland fällt eher ernüchternd aus. Angesichts einer der größten politischen Herausforderungen der letzten Jahrzehnte und einer immer stärkeren Polarisierung der Öffentlichkeit üben wir uns in Schweigen, Ratlosigkeit oder selbstverordneter Zurückhaltung. So hat jüngst Thomas Schramme in der „Zeitschrift für praktische Philosophie“ prognostiziert, dass Philosophen auch in naher Zukunft nichts Substanzielles zur Debatte beitragen werden, weil die Problemlage zu komplex sei.

Daneben gibt es die Panikmacher, die Skandalisierer und Polemiker, denen offenbar in ihrer fast lustvollen Beschwörung apokalyptischer Szenarien die Fähigkeit zur sachlichen Argumentation ganz abhandengekommen ist. Dabei bräuchte es in einer Zeit, in der vielen Bürgern, aber auch Politikern der normative Kompass erkennbar verloren gegangen ist, nichts mehr als moralische und normative Orientierung; und von wem sollte die kommen, wenn nicht von uns Intellektuellen?

Bevor ich zu einigen Vorschlägen komme, wie sich der Diskurs über die Flüchtlinge zum Besseren entwickeln könnte und sollte, muss die Chronik der jüngsten Ereignisse im Niedergang der Debattenkultur mit hartem Strich nachgezeichnet werden. In einem Interview für die Februarausgabe des „Cicero“ hatte sich Peter Sloterdijk, verpackt in einige eher harmlose Beobachtungen zu Mechanismen der medialen Verstärkung des Terrors und zu unserer Unfähigkeit, zwischen bloßem Risiko und echter Gefahr zu unterscheiden, auch zu Merkels Politik der offenen Grenzen geäußert. Mit mahnenden Worten baut Sloterdijk in diesem Interview die Drohkulisse einer „Überrollung“ Deutschlands durch die Flüchtlinge auf, plädiert für eine rigide Grenzsicherung und endet mit dem Unsatz: „Es gibt schließlich keine moralische Pflicht zur Selbstzerstörung.“ Der Satz unterstellt einfach ohne weitere Begründung, dass die Offenhaltung der Grenzen angesichts der Flüchtlingswanderung zur Selbstzerstörung führen würde. Sloterdijk erwähnt mit keinem Wort das Leid der Flüchtlinge oder mögliche moralische Ansprüche der potenziellen Asylsuchenden. Er führt auch keinerlei sachliche Argumente für sein Horrorszenario ins Feld. Nichts als – zugegeben brillante – Rhetorik, Menetekel, Unterstellung in einer ernsten Frage von größter Bedeutung.

Angesichts dieser Provokation wider die Vernunft musste man einigermaßen erleichtert sein, als kurze Zeit später die Erwiderung des Politikwissenschaftlers Herfried Münkler in der „Zeit“ erschien. Münkler seziert hellsichtig die Schwachstelle von Sloterdijks Ausführungen – der Begriff Argument verbietet sich hier von selbst. Sloterdijk habe einfach, mit großer Ahnungslosigkeit, die Konsequenzen einer Grenzschließung, insbesondere den drohenden Rückstau der Flüchtlingswanderung auf dem Balkan, völlig aus dem Blick verloren. Ein solches konsequenzenvergessenes Sinnieren darf man getrost „unbedarft“ nennen, wie Münkler es tut.

Bei Sloterdijks Ausführungen verbietet sich der Begriff Argument von selbst

Keinerlei Angriff auf die Person Sloterdijk, sondern nur eine völlig berechtigte Kritik an seiner Art, über so ernste Dinge zu reden. Wer kontrafaktische Geschichten mag: Sloterdijk hätte in Reaktion auf Münklers Artikel auf den Weg einer sachlichen Debatte zurückfinden können. Aber Richard David Precht erschwert diesen Rückweg, indem er Sloterdijk im „Kölner Stadtanzeiger“ den Jargon der Nazis vorwirft und damit das Interview auf falsche und unangemessene Weise skandalisiert. Doch erst die Replik von Sloterdijk auf seine Kritiker Münkler und Precht macht fassungslos, ja entsetzt.

Sloterdijk verwendet, rhetorisch wieder brillant eingekleidet, was man in der Argumentationstheorie ein fragwürdiges Argument ad personam nennt. Er will die Kritik seiner Kritiker entkräften, indem er sie persönlich diffamiert und ihre Kritik durch primitive Reflexe wie „Beißwut“ und „Abweichungshass“ erklärt. Das ist in jedem Fall unredlich und unterschreitet das Minimalniveau, das intellektuelle Debatten eigentlich haben sollten. Da werden die Kritiker zu „Kläffern“, Pawlowschen Hunden oder ungezogenen Kindern verkleinert und unsere Bundeskanzlerin gleich mit in den Strudel der Diffamierungswut gerissen. Sloterdijk schreckt nicht einmal vor einem Vergleich mit den Vergewaltigern der Kölner Silvesternacht zurück. Das ist geschmacklos und verhöhnt die Opfer sexueller Gewalt. Offenbar bemerkt Sloterdijk nicht einmal, dass er mit seiner enthemmten Rhetorik auf vielfältige Weise genau das dementiert, wofür er inhaltlich eintritt.

Fachleute nennen das einen „kognitiven Selbstmord“ oder „performativen Widerspruch“. Drei Beispiele mögen das belegen: Sloterdijk mahnt an, dass man sich über so reale Sorgen nicht streiten solle, aber eskaliert durch seinen Beitrag die Polemik ins Phantastische. Sloterdijk wirft seinen Kritikern „Nuancen-Mord“ vor und ist doch in seinem Beitrag selbst der unermüdliche Meister der Vergröberung und Übertreibung. Sloterdijk mokiert sich über das vielfach erwiesene Scheitern der vorausschauenden strategischen Vernunft und weiß oder vielmehr ahnt doch heute schon alles viel besser als seine Kritiker: dass in mehreren Jahren fünf Millionen Asylbewerber in unser Land kommen, dass Merkels Politik scheitern wird, es sei denn, es geschähe ein Wunder usw. Sloterdijk geht seinen Weg der intellektuellen Selbstdemontage offenbar unbeirrbar und lustvoll weiter. Das wäre nicht weiter schlimm, wenn es nicht auch den Diskurs über die Flüchtlinge in Deutschland vergiften und in die falsche Richtung lenken würde.

Was müssen wir also besser machen? Erstens scheint es klar, dass Intellektuelle auch angesichts massiver Ungewissheiten über die Folgen politischen Handelns normative Orientierungshilfe geben müssen. Was wäre denn die Alternative? Dass Politikern derart wichtige Entscheidungen ganz allein überlassen werden? Das kann niemand ernsthaft wollen. Zweitens können wir auch unter Ungewissheit die Wahrscheinlichkeiten von Szenarien abwägen und die Konsequenzen verschiedener Verläufe durchspielen. Das ist in der Ethik und politischen Philosophie durchaus nichts Neues. Drittens sollte man von Intellektuellen und Philosophen zum jetzigen Zeitpunkt keine konkreten Handlungsanweisungen erwarten, sondern Orientierung in grundlegenden Wertefragen.

Daran mangelt es derzeit eklatant. Es gibt in der Flüchtlingsdebatte offenbar verschiedene Werte, die nicht reibungslos miteinander harmonieren, aber allesamt relevant sind: der Erhalt unseres Sozialstaates, die innere Sicherheit, Fragen der kulturellen Identität, aber eben auch ganz wesentlich unsere Hilfepflichten und möglicherweise Wiedergutmachungspflichten gegenüber schutzlosen und notleidenden Flüchtlingen. Philosophen müssen klären, wie diese Werte im Konfliktfall gegeneinander zu gewichten sind. Und sie müssen dies mit kühlem Kopf, den besten Argumenten und einer großen Offenheit für die Fakten tun.

Um zu einer solchen philosophischen Reflexion jenseits der Polemik anzuregen, hat die Gesellschaft für analytische Philosophie kürzlich die Preisfrage gestellt: „Welche und wie viele Flüchtlinge sollen wir aufnehmen?“ Zahlreiche Antworten werden im Mai im Reclam Verlag erscheinen. Sie geben Anlass zur Hoffnung, dass man es besser machen kann als diejenigen Philosophen, die in der deutschen Öffentlichkeit am lautesten tosen.

ZUR PERSON

Thomas Grundmann, Jahrgang 1960, beschäftigt sich seit seinem Studium vor allem mit der Transzendentalphilosophie Immanuel Kants. 1992 promovierte er in Tübingen über das Thema „Analytische Transzendentalphilosophie“. 1994 veröffentlichte er dazu ein gleichnamiges Standardwerk. Seit 2010 ist Grundmann Professor für Philosophie an der Universität Köln. Im vergangenen Herbst wurde er zum Präsidenten der Gesellschaft für Analytische Philosophie gewählt.

NACHRICHTEN

Ostdeutscher Schriftsteller Dieter Mucke ist gestorben

Der Schriftsteller Dieter Mucke ist tot. Wie die „Mitteldeutsche Zeitung“ (Dienstag) unter Berufung auf Muckes Familie berichtet, starb Mucke bereits am Samstag im Alter von 80 Jahren im Kreis seiner Angehörigen in seiner Wohnung in Halle. Der gebürtige Leipziger, der seit 1961 in Halle lebte, gehörte zu den namhaften ostdeutschen Dichtern. Er wurde vor allem mit Lyrik, Kinderbüchern und satirischer Prosa bekannt. Mucke veröffentlichte rund 20 Bücher, unter anderem die Gedichtbände „Kammwanderung“ und „Panik im Olymp“ sowie das Erinnerungsbuch „Laterna magica“. Politisch wurde der Autor in der DDR von den 60er Jahren an verfolgt, dreimal wurde er exmatrikuliert. Die gegen ihn angelegte Stasi-Akte zählt rund 2000 Seiten. kna

Auswärtiges Amt: Hilfe für Jüdisches Filmfestival

Das Auswärtige Amt hat Unterstützung für das finanziell angeschlagene Jüdische Filmfestival Berlin & Brandenburg zugesagt. Es sei auf Bitte des Festivals eingesprungen, „um die akute finanzielle Notsituation“ zu beheben, sagte ein Sprecher des Auswärtigen Amtes. „Damit tragen wir dem besonderen Stellenwert des Festivals im deutsch-jüdischen Kontext und dessen internationalem Bezug Rechnung.“ Das Jüdische Filmfestival hatte um seine Existenz gefürchtet, weil der Hauptstadtkulturfonds überraschend seine Förderung von jährlich 100 000 Euro gestrichen hatte. Die nächste Ausgabe ist vom 4. bis 19. Juni geplant. dpa

Bronzene Störche von Philipp Harth gestohlen

Die Bronzeskulptur „Zwei Störche“, ein Werk des Bildhauers Philipp Harth (1885-1968), ist in der Nacht zum Montag aus dem Kölner Rheinpark gestohlen worden. Die einen Meter hohe Freiplastik stand seit der Bundesgartenschau von 1957 in dem Park am rechten Rheinufer mit Blick auf den Dom. Nach Angaben der Polizei durchtrennten die Diebe offenbar die Beine der Störche – auf dem Sockel stehen jetzt nur noch die Füße. Wahrscheinlich hätten sie es nur auf den Metallwert abgesehen, sagte ein Polizeisprecher: „Denn was will man mit einer Skulptur ohne Füße?“ dpa

Theater will mit „Flatrate“ Studenten anlocken

Studierende in Osnabrück kommen ab sofort in den Genuss einer „Theater-Flatrate“. Das städtische Theater ermöglicht ihnen einen kostenlosen Zugang zu allen Aufführungen, wie die Verantwortlichen am Dienstag mitteilten. Ab zwei Tage vor der jeweiligen Veranstaltung kann jeder an Universität oder Hochschule eingeschriebene Student an der Theaterkasse eine kostenlose Karte erhalten. Die Finanzierung: Alle Studierenden zahlen künftig einen Euro mehr Semesterbeitrag. epd